

Die Zeit.

XIV. Band.

Wien, den 12. März 1898.

Nummer

Die Pflicht des Mißtrauens.

Kritik ist Mißtrauen. Kritikloses Vertrauen allen Verfügungen der Obrigkeit entgegenzubringen, ist im absolutistischen Staat des beschränkten Unterthanenverbandes erste Pflicht. Im constitutionellen Staat ist es umgekehrt die Pflicht der Bürger, die Regierung zu kritisieren, und das heißt: allen ihren Unternehmungen mit Mißtrauen zu begegnen. Sie ist die wichtigste und wohl auch die schwierigste unter allen constitutionellen Pflichten zugleich. Nicht nur die schlechten politischen Freiheitsgesetze, auch die Vertrauensseligkeit der Bevölkerung und ihrer Wortführer in der Presse, in den Versammlungen und im Parlament ist ein Ueberbleibsel aus dem absolutistischen Staat, das uns noch anhängt. Nichts war bisher leichter für eine neue Regierung in Oesterreich als von der Oeffentlichkeit einen Vorstoß an, wenn auch nur passivem, Vertrauen zu erlangen. Wie vertrauensstrunken ist die Coalitionregierung, wie noch selbst das Ministerium Badeni begrüßt worden — die Coalitionregierung, die man als eine neue Epoche in der Geschichte Oesterreichs, der Graf Badeni, den man als den letzten Ministerpräsidenten des regierenden Kaisers ausrief. Schlechte Regierungen sind die besten constitutionellen Lehrmeister. Wir haben wahrlich so harte Lehrmeister gehabt, daß es nicht wundernehmen kann, wenn auch bei uns nun endlich die Pflicht des Mißtrauens zu neuen Regierungen begriffen wird. Das neu geborene Cabinet Thun macht sie uns ganz besonders leicht. Seine Entstehungsgeschichte wie seine Zusammenfügung bilden zu gewichtigen thatfächlichen Bedenken, als daß sie auch durch die glattesten Programmphrasen zerstreut werden könnten.

Wie der Sage nach in gewissen Adelshäusern vor einem Todesfall die Ahnfrau erscheint, so pflegen sich in Oesterreich erfahrungsmäßig die reactionären Ministerien durch gespensterhafte Zwischenministerien anzukündigen. Schon unter dem Zwischenministerium Gautsch ist der ingeniose Plan der Camarilla bekannt geworden. Im Jubiläumsjahr sollten zunächst, möglichst friedlich, streng parlamentarisch die Staatsnotwendigkeiten, wie Ausgleich und Budget erledigt werden. Die Gemüther der voranschreitlichen Opposition sollten beruhigt, ihre Wachsamkeit sollte eingeschlafert werden. Dann erst käme aus dem Hinterhalte der reactionäre Staatsstreich über sie, der sie unworberet trafe, ehe sie sich seiner versehen hätten. Wie die Worte der Propheten auf den Messias, so paßt diese Voraussage auf das Ministerium Thun. Der politische Kopf des Cabinets, der Graf Thun, ist augenblicklich der Favorit der Camarilla. Bekannt als begeisteter Anhänger des böhmischen Staatsrechtes, der Landtags-Omnipotenz und aller clerical-feudalen Vergangenheitsideale, mißte er seinem eigenen Geist untreu werden, wollte er nicht, nunmehr zur Macht gelangt, seine politischen Anschauungen mit allen Mitteln zu verwirklichen streben. Und in seinen Mitteln ist Graf Thun nie sonderlich wählerisch gewesen. Darüber wußte der nunmehrige Colleague und Mitarbeiter des Grafen Thun, der Finanzminister Dr. Kaliz, aus der Lebenszeit der junggeschichtlichen Partei unter der böhmischen Statthaltertschaft des Grafen Thun, aus der Zeit des Ausnahmestandes manch' erbauliches Geschichtchen zu erzählen. Nur zwei Aussprüche des Grafen Thun sind berühmt geworden. Der eine stammt aus einer böhmischen Landtagsrede vom Jahre 1888 und betrifft die heilige Wenzelskrone. Mit dem anderen hat Graf Thun eine Mittelschuldirektoren-Deputation überrascht, die ihm als Statthalter anlässlich des Todes des Erzherzogs Albrecht einen Condolenzbesuch abstattete. Der Ausspruch, dessen edlen Sinn der junggeschichtliche Abgeordnete Dr. Kramár 1895 in einer Parlamentsrede treffend gekennzeichnet hat, lautet: „Wer nicht pariert, dem wird das Genick gebrochen“. Bezeichnet jener Ausspruch das nächste Ziel des Grafen Thun, so dieser die Mittel, die er anzuwenden nie blöde war. „Wer nicht pariert, dem wird das Genick gebrochen“, und wenn, wie vorauszu sehen, die Verfassung nicht pariert, so wird eben der Verfassung das Genick gebrochen und denen, die sie etwa zu verteidigen wagen sollten, nicht minder. Graf Thun würde freilich den wohlaußgedachten Plan der Camarilla zerlören, wollte er gleich jetzt der Verfassung das Genick brechen. Denn auch die Camarilla braucht die Verfassung noch eine Weile. Ohne die Verfassung ist einsteilen, so wie die staatsrechtlichen Verhältnisse derzeit noch liegen, der Ausgleich mit Ungarn gemäß dem bekannten ungarischen Gefegartifel nicht zu Stande zu bringen. Auch wäre das allgemeine Genickbrechen eine üble Einleitung zu der bevorstehenden Friedensfeier des Regierungsjubiläums. Ohne die Annahme eines inneren Gestimmungswechsels wäre es daher vollständig zu erklären, wenn Graf Thun vorläufig

mit der Verfassung und mit dem Parlament zu regieren würde, um dann beiden den Garau zu machen.

Sowie die Vergangenheit des Grafen Thun und die Entstehungsgeschichte seines Cabinets, spricht auch dessen Zusammenfügung für diese bedenklliche Conjectur. Es ist ein Ministerium mit verschlebbaren Coullissen, mit denen man mehrere verschiedene Scenen stellen kann. Die Scene, die jetzt im Gange ist, heißt verfassungstreu. Die erforderliche Coullisse bildet der Abgeordnete des verfassungstreuen Großgrundbesitzes Dr. Baernreither, der als Handelsminister und, wie seine Parteigenossen selbst sagen, als Wächter der (offenbar bedrohten) Verfassung das Cabinet ziert. Daß er bestimmt ist, im gelegenen Augenblick zur Seite geschoben und durch eine andere Coullisse ersetzt zu werden, darüber sind die Mitglieder der parlamentarischen Majorität und die Parteigenossen des Dr. Baernreither vollständig einig. Was dann noch übrig bleibt im Cabinet Thun, sind zunächst die drei Minister-Coullissen der parlamentarischen Majoritätsparteien, Dr. Kaliz, Baron Rast, Herr v. Fedzjewicz. Sie deuten auf eine andere Scene, deren Text in den verschiedenen autonomistisch-clericalen Adressen der Majorität geschrieben steht. Aber auch sie können weggeschoben und ersetzt werden. Dann bleiben noch die vier Beamten-Minister übrig, mit denen wieder eine andere, eine parlamentlose Scene hergestellt werden kann, die vielleicht auch manchen Theilen der gegenwärtigen parlamentarischen Majorität zu stark werden könnte.

Bequem wäre es für die Opposition, sich bei einigen harmlosen Programmversicherungen des neuen Ministeriums zu beruhigen und im übrigen die Zukunft für die Zukunft sorgen zu lassen. Bequem wäre es, aber im höchsten Grade verderblich. Zu große Wachsamkeit ist noch niemandem zum Schaden ausgeschlagen. Alle Zeichen, unter denen das Ministerium Thun ins Leben getreten ist, deuten auf böse Hintergedanken. Wenn je, so ist in diesem Falle dreifach gepanzertes Mißtrauen die oberste Pflicht der Opposition. Die Vogel Strauß-Politik hat ihr schon unter Badeni einen bösen Streich gespielt. Auch der Graf Badeni war, als er zur Regierung kam, kein Venling mehr in der Politik. Schon allein seine brutale und schwindelhafte galizische Vergangenheit hätte ihr als Warnung dienen können. Aber sie ließ sich nicht warnen. Die Schilderungen, die galizische Gewährsmänner von der halbasiatischen Wirksamkeit des Statthalters Badeni entwarfen, fanden bei ihr damals ein taubes Ohr. Auf einige klingende Programmworte gab sie sich ihm ein Jahr lang hin zu allem, was er brauchte, zur Justizreform, zur Steuerreform, zur Wahlreform, zur Budgetbewilligung. Dann aber als dreifacher Reformminister saß er fest im Sattel und ritt ihr davon. Hätte sie vom Anfange an dem Grafen Badeni das durch seine Vergangenheit reichlich begründete Mißtrauen entgegengebracht, so wäre er nie so groß, der Kampf gegen ihn wäre nicht so lang und so schwer, das Unglück, das er über Oesterreich gebracht, nicht so schmerzhaft geworden. So wird auch diesmal die Opposition sich selbst manche Gewaltanstrengung, Oesterreich einigen Jammer ersparen können, wenn sie den aller Voraussicht nach unvermeidlichen Entscheidungskampf nicht verschiebt, bis sich der Gegner selbst stark genug zum Angriff fühlt, sondern sofort in medias res geht. K.

Anastasius Grün und Bauernfeld am 13. März.

Mit ungedruckten Briefen, mitgetheilt von Dr. Bruno von Frankl-Hohwart.

Das war ein kühnes Unterfangen. Schon waren 48 Stunden seit dem Tage im Landhause vergangen — bei Hof herrschte volle Rathlosigkeit, im Volke Unsicherheit. Bauernfeld, auf das gewaltigste erregt von den Ereignissen, begeistert, nach Rettung suchend, geht über den Graben, trifft seinen Freund Anton Grafen Auer-Sperg (Anastasius Grün), der seiner „wichtigen Combination der Zeitbewegungen“ vertrauend am 13. März morgens von Graz in Wien eingetroffen war, und ruft ihm zu: „Gehen wir zum Kaiser und fordern wir eine Constitution!“

Und die beiden Dichter eilten in die alte Hofburg und wichen nicht, bis sie die Zusicherung einer Verfassung erhalten hatten.

Bauernfeld hat diese Scene in seinen Erinnerungen aus Alt- und Neuwien plastisch geschildert, wie er mitten unter den Generälen und Excellenzen im verstaubten Noth, mit Demokratiehut, den Stock in der Hand, dasicht und mit feurigen Worten das Unabweidliche einer Entscheidung darlegt, wie aus halbgeöffneter Thüre die Erzherzogin Sophie herausblickt und

Die beiden Concerte des Münchener Kaim-Orchesters sind uns in mehr als einer Beziehung interessant gewesen. Abgesehen davon, daß sie uns die beachtenswerte Thatsache vor Augen geführt haben, daß auch in Städten mit geringerer Einwohnerzahl zwei Symphonie-Orchester neben einander bestehen können, wodurch erst ein heimischer Dirigent, Herr Ferdinand Löwe, eine ihm entsprechende Sphäre künstlerischer Wirksamkeit gefunden, die er in seiner Heimat vergebens gesucht hat. Bisher sind überhaupt alle fremdländischen Orchester nur unter der Führung österreichischer Dirigenten bei uns erschienen. Aber auch unsere Componisten scheinen dieser fremden Orchester zu bedürfen, um ihre Werke bei uns zu Gehör bringen zu können. Trotz aller, oft überhöflicher Verehrung, die Bruckner in Wien genossen, ist doch eines seiner besten Werke hier nie aufgeführt worden: die fünfte Symphonie. Gleich ihren Schwestern ist auch sie großartig angelegt, breit ausgeführt und mit ungewöhnlichen instrumentalen Effecten ausgestattet. Reich an originellen Einfällen und bizarren Wendungen ist jeder Satz, am schönsten das Adagio, in dem Bruckner, wie immer, im langsamsten Satze am ergreifendsten zu fangen weiß. Interessant ist auch das Scherzo, dessen leichte bewegliche Form wiederholt nach allen Regeln der musikalischen Entwicklung zu Ende geführt wird, um gleich wieder von neuem aufzufangen, während das Ende der Sätze bei Bruckner so häufig nicht thematisch abschließt, sondern einfach abbricht. Diese Wahrnehmung hat bereits zu dem paradoxen Ausspruch geführt, daß, wenn Bruckner überhaupt einmal anhört, er es nur mitten im Satze zu thun pflegt. Eine Ausnahme hiervon macht indes das letzte Allegro, das in einer großartigen Hymne und in mächtigen Accorden tief ergreifend ausklingt. — Eine andere recht interessante Novität war ein Andante aus der zweiten Symphonie (C-moll) von Gustav Mahler. Von den Compositionen unserer Capricornen bin ich vollständig überumpelt worden. Ich habe bisher nicht Gelegenheit gehabt, sie kennen zu lernen, und kann nach der kleinen Probe seiner Kunst begreiflicherweise kein Urtheil über Mahler als Componisten fällen, aber ich kann sagen, daß dieses Andante, bei sich betrachtet, eine ganz reizende Composition ist, von einfacher, ungemüht anmuthiger Erfindung und kunstvoller, grazioser Durchführung. Es ist nach meinem Dafürhalten eines jener Stücke, von denen man erwarten könnte, daß sie zur Wiederholung verlangt werden. Wenn trotzdem der Beifall nicht meinen Erwartungen entsprach, so ist daran, wie ich glaube, der Umstand schuld, daß die fast durchwegs zarten Pianissimostellen von den nicht zu zahlreichen Streichern des Orchesters in unserem schlecht akustischen Saale für einen großen Theil des Publicums nicht eindrucklich genug zu Gehör gebracht werden konnten. Der Eindruck der Composition aber war auf mich so günstig, daß ich mich veranlaßt sehe, mich eindrucklicher mit Mahlers Compositionen zu beschäftigen. Ueber die sonstigen Leistungen des Kaim-Orchesters und seines tüchtigen Dirigenten hört man überall unerschänktes Lob, das die Künstler wohl auch in jeder Beziehung verdient haben. Zwar merkte man bei der Ouvertüre zum „Barbier von Bagdad“ doch, daß man keine Wiener Philharmoniker vor sich hat, aber der Vortrag von Brahms reizenden Papst-Variationen und die schwungvolle, wenn auch etwas freie Wiedergabe von Beethovens fünfter Symphonie bewiesen, daß das Orchester den höchsten Anforderungen gewachsen ist. H. W.

Bücher.

Dr. Sophie Daszyńska: Zarzys ekonomii społecznej. (Grundriß der politischen Oekonomie), e Lwów. Nakładem Księgarni Polskiej 1898.

Es ist ein ernstes, wissenschaftliches Werk, welches die complicirte Welt der socialen Erscheinungen einer eingehenden Analyse unterzieht, um uns sowohl die Bedeutung der einzelnen Factoren und ihre Stellung im socialen Ganzen, wie auch ihr gegenseitiges Verhältnis verständlich zu machen. Der ganze Complex der verschiedenen ökonomischen Fragen, die in solch verwirrender Fülle in jedem modernen Wirtschaftsorganismus entstehen, werden da vor uns aufgerollt und derart gruppiert, daß die dringendste Frage der Neuzeit, die der Zweckmäßigkeit des Privateigentums, sich von selbst aus ihnen ergibt. Die Verfasserin glaubt sie vereinen zu müssen, nicht vom Standpunkte der socialen Gerechtigkeit oder der Humanität, sondern gestützt auf ihre Untersuchungen über den Gang der socialen Entwicklung und der objectiven Wirtschaftslage. Ein reiches statistisches Material, den heimischen Verhältnissen entnommen, erhellt für den polnischen Leser den Wert des Buches, illustriert und bekräftigt die Ausführungen der Verfasserin auf das wirksamste. Fremd jedoch nützlich ist uns in diesem Buche an, dessen Verfasserin auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung steht, die rein subjective Erklärung des Wertproblems, bei dessen Lösung Fr. Daszyńska den Spuren Wengers und Böhm's folgt. Dies bildet auch in ihren Untersuchungen eine Unterströmung, die niemals mit ihrem Gedankengange synthetisch zu einem höheren Ganzen zusammenfließt und die ihrem Werke einen dualistischen Charakter anprägt. Nicht nur in dem glänzend angeführten descriptiven Theile, sondern auch bei der Behandlung mancher theoretischen Frage unterläßt Fr. Daszyńska jedwede Consequenz aus der Wertlehre, die sie angenommen, zu ziehen und bemerkt nicht nur gegen Böhm: „Zeitunterschied genügt nicht zur Erklärung des Capitalzinses“, sondern äußert sich auch ganz bestimmt, daß „das Privateigentum an Productions- und Kaufsmitteln den Rechtstitel für die Aneignung des Capitalzinses bildet“ und etwas weiter „der Unternehmerr Gewinn ist eine, in dem Privateigentume wurzelnde Einkommensquelle“. Obwohl es also in der Vorrede heißt „Der wissenschaftliche Socialismus ist in seinem theoretischen Theile ungenügend“, ergreift doch die Verfasserin dort, wo er sich zu spröde zeigt, um mit einer, dem bürgerlichen Aberglauben entnommenen Lehre eine Verbindung einzugehen, immer Partei — für den wissenschaftlichen Socialismus. Hel. L.

Gustav Falke: „Neue Fahrt.“ Berlin, Schuster & Köster, 1897. Unter den Lyriken der neuen deutschen Kunst erfreute sich Gustav Falke früh eines bedeutenden Ruhmes. Als aber das Werk Rilken's sammelt vorlag und die hymnische Pracht Richard Dehmel's erkannt wurde, dessen Verse wie Adlerflügel in die Höhe rauschen und wie tiefe Wasser aus

den Abgründen brausen, vergaß man den sanften, friedvollen Klang der Verse dieses Künstlers. Es kann sich gegen ihn mit einigem Recht nur ein Vorwurf wenden: daß er keinen eigenen Ton habe. Dies freilich trifft die unregelmäßig, ja genialen Individuen, Dehmel und Rilken, nicht. Aber bei diesem Vorwurf vergißt man, daß es eine Lyrik der Liebe gibt, nicht bloß eine der Ekstasen, daß es ein Tönen der Volksseele gibt; der unprätentive Ton kann der Ton der Hirten werden und der Soldaten, der Mägde im Feld und der Vagabunden. Das ist der unigen-eigene Ton der meisten Goethe'schen Lieder und der Ullands und Eichendorfs. Freilich wird er gewaltig überstrahlt von dem Klang dieser höchstpersönlichen Rhythmen Dehmel's, aber man wird gerade den Ekticismus Falke's loben müssen, weil es keiner der Form, des Verses ist, sondern einer der Stimmung, ein Nachleben, Nachtönenlassen des ganzen reichen Lebens um sich her. „Ich und die Welt“ ist die Antithese der einen — der Individuen. „Ich in der Welt“ ist das Wort für diesen Dichter. So gleicht er vielen, er gleicht allem Leben, das er begreift. Und er drückt neben Rilken'sen vielleicht das deutsche Wesen am innigsten und zärtlichsten aus. Es ist derselbe sanfte Ton, die gleiche frische, niemals grelle Farbe, die wir an Störin so sehr lieben, es ist das Vaterlandsgedühl Kellers, an den übrigens der Tonfall und Gedankenkreis mancher Verse ganz besonders erinnert, und der Sinnungsgedalt ist so recht der einer treuen, deutschen Seele, die das Wesen alles Seienden nicht tief, aber voll Kraft, empfindet. Nicht der Jubel des Propheten reißt uns weit über die Grenzen des Nationalen, Volkstümlichen hinaus, wie bei Dehmel, oder bei den in viel anderem Sinn ekticismischen Versen des Stephan George, sondern das Wohlgefallen an dem Wesen des Feinischen, in dem doch unser Bestes, die Sprache, und mit ihr Aufbau und System unserer Gedanken ruht und wurzelt, hält uns bei diesen ebenmäßigen Versen, in denen alle unsere lieblichen Quellen rauschen, die Kornfelder blond strahlen und in flüsternden Wellen gehen, die Bäumen und die vergangenen Hüttenzeilen vedend aufstehen. Es ist ein Ekticismus wie ihn jene Blume begehrt, von der wir wissen, daß sie nur an diesem Berg und an diesem Hang blüht; eine ausnehmend empfindliche, die wie ein braves Saitenspiel dem Finger der verschickenen Wesen gehört. Heute spielt ein Mädel, morgen ein Bauer, heute ein blasse, sanfte Frau, morgen ein wilder Trummer. Und das Wesen aller dieser tönt gehoriam aus den Saiten. So etwa sind diese Gedichte, die vielleicht ihren größten Ruhm in dem größten Tadel suchen, die nicht eigen sein wollen um der größeren Eigenart willen, der sie dienen. So werden sie ihren Ruhm wohl auch verdient haben. D. St.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau“ vom März bringt an erster Stelle eine spannende novellistische Skizze „Ein Meteor, Mittheilungen eines Alltagsmenschen“ von Max Halbe; fernerhin Reminiscenzen an die Berliner Märztag von Karl Frenzel und einen zweiten Beitrag zu demselben Thema: Die Literatur der Berliner Märztag von Arnd Buchholz. Neben dem vielen Interessanten, das sich hier zusammengestellt findet — über die Presse, die politischen Brochuren, die Placat- und Flugchriften-Literatur und die periodischen Witzblätter jener Zeit — verdient ein eigenartiges und weniger bekanntes Product der Berliner Revolutionsperiode Erwähnung: ein Anzeiger für die politische Polizei Deutschlands auf die Zeit vom 1. Jänner 1848 bis zur Gegenwart. Dieses schwarze Buch gibt den Polizeibehörden Nachricht von den politisch gefährlichen Individuen und enthält auf seinen mehr als 400 Seiten engen Zeitdruck tausende von Namen und Charakteristiken von „Trägern der Ideen und Leidenschaften der Revolution“. An vier Stellen wird Luther Bucher genannt. Hauptsächlich gar kommt Ludwig Bamberg vor. Ganz schlimm ergeht es Männern wie David Friedrich Strauß, Diefenbweg, Kinkel, Karl Schurz. Herwegh ist ein „gefährliches Subject“, Freiligrath's Gedicht „Die Todten an die Lebenden“ ein „Schandgedicht, eine Pestbente in der Geschichte der deutschen Literatur“. — Erinnerungen an Ferdinand Freiligrath theilt in breiter Ausführlichkeit Julius Rodenberg mit. Er hat den Dichter in London kennen gelernt, wohin derselbe bekanntlich 1846 — aus Deutschland und der Schweiz als der liberale Verfasser des „Glaubensbekenntnisses“ verbannt — übersiedelt war und Correspondent eines Handelsbankes wurde. Rodenberg schildert die Händlichkeit Freiligrath's und theilt ein unveröffentlichtes Gedicht und mehrere Briefe von seiner Hand mit, die aber ein allgemeineres Interesse nicht in Anspruch nehmen können. — Einen gedankten und liebevollen Essay über Jakob Burckhardt stellt Karl Neumann bei. Kritisch wird er nur an einer Stelle: wo er, den „Ideen“ Burckhardt's nachgehend, seine allzu ausschließliche Verehrung der italienischen, antikisch geärbten Renaissance und deren theilweise Verneinung erwähnt. Auf eine Polemik läßt er sich allerdings nicht ein. Die Frage, „ob man diesen italienisch-antiken Zusatz als aneschlagende Anerkennung will oder uns zugeben, daß die van Eycks und Donatello ihrem tiefsten Wesen nach enger zusammengehören als das Quattrocento und die Antike“, streift er nur. Sehr reich ist, was der Verfasser über Burckhardt's Verhältnis zu Rationalismus und Christenthum und in dieser zweifachen Hinsicht zu den Tendenzen des vorigen Jahrhunderts, jaat.

„Revue de Paris“ vom 15. Februar enthält einen Bericht von Ch. Bonin über seinen Besuch beim Grafen de Ségur, des Dichters des „Chou in der Wüste Gobi. Wie er mittheilt, ist es ein traditionelles Verbot, daß ein Priester den Platz des Mausoleums betrete. Das soll ein Zugewinn für den übrigen historischen Umstand sein, daß der große Chan sich keinem religiösen Glaubensbekenntnis angeschlossen hat. Daraus spricht ja auch schon die Thatsache der Einäscherung seines Leichnams. Der Todencult, der dem Chan gilt, wird dementsprechend bloß von Laien, und zwar den Officieren der Grabmalwache, gelebt. — Michel Bréal beschließt seine Studie über Goethe's „Die natürliche Tochter“. Deren Heldin ist, nach Bréal's Mittheilungen, mit allen ihren Schicksalen dem Leben entlehnt, und zwar das Abbild einer Prinzessin von Conti, Louise Stephanie. Das war eine empfindsame, unglückliche Schillerin Rousseau's. Ihren Memoiren entnahm Goethe den ganzen Stoff und die Personen seines Dramas.